

MSG Moderne Stadtgeschichte, Bd. 52/1 (2021), 83-101

DOI: 10.60684/msg.v52i1.2021106

Mariya Petrova / Jonas van der Straeten

Leibniz Institut für Länderkunde (IfL) / TU Darmstadt

Wissen, Bauen und urbaner Wandel im sowjetischen Usbekistan der 1960er Jahre

MSG Moderne Stadtgeschichte

ISSN: 2941-6159 online

<https://moderne-stadtgeschichte.de>

Dieses Werk steht unter der [Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/).
Bei den Abbildungen sind eingeschränkte Lizenzformen möglich, Weiternutzungsrechte
sind gesondert abzuklären.

© Mariya Petrova / Jonas van der Straeten 2021



Wissen, Bauen und urbaner Wandel im sowjetischen Usbekistan der 1960er Jahre

The Sovietization of Central Asian cities has been mostly written as that of a state-induced urban modernization process that turned Islamic cities into planned, socialist cities. The impact of Soviet urban planning and redevelopment, however, was highly diverse across different cities. The mass housing campaign that began under Khrushchev in the 1960s catalyzed the transition of the capital Tashkent into a socialist model city. In Samarkand, however, its impact remained relatively modest. Plans to redevelop the Islamic old city never materialized and a surge in the regular and irregular self-help construction of private adobe brick houses shaped the city's peri-urban landscape. Using the example of Tashkent and Samarkand and drawing on James Scott's differentiation between metis and techne, our paper examines the different forms of knowledge that both state planners and private builders drew upon for planning and building activities. Our paper shows that this interplay in urban planning and architecture, and especially in everyday building practice, cannot only be understood not in terms of an opposition. It can also be conceived as an entanglement of both forms of knowledge, resulting from numerous negotiation processes between the Soviet bureaucracy, planners, and the inhabitants of the cities.

1. Einleitung

„Wie unterscheidet sich der Wohnraum des Orients von dem in Europa oder des Nordens? In Russland haben Menschen schon immer in vier Wänden gewohnt, und wenn eine Person aus der Mittelzone Russlands in ein Etagenhaus gezogen ist, so wurden hier im Grunde die Häuser nur aufeinander gestapelt und es fand keine große Veränderung in der Lebensweise statt. Im Orient ist die Lebensweise eine ganz andere, im Orient leben Menschen kaum in den Zimmern, sie wohnen in den Höfen, in offenen Räumen. Und wenn wir einen orientalischen Menschen in ein normales Etagenhaus einpfirchen, dann verändern wir seine Lebensweise sehr stark.“¹

Dieses Zitat von Andrej Kosinskij, einem Architekten aus Moskau, in einem kurzen Dokumentarfilm von 1975 zeugt von einer grundsätzlichen Bereitschaft, die Lebensweisen von Menschen in Usbekistan zu verstehen und anzu-

¹ Andrej Kosinskij, Tashkent 1975, <https://www.youtube.com/watch?v=2pT1Jd3gdTA> [04.04.2021].

erkennen. Gleichzeitig ist seine klischeebehaftete Verallgemeinerung einer „orientalischen“ Art des Wohnens – im unmittelbaren Wortsinn – orientalistisch. Der Film zeigt Kosinskij zusammen mit anderen Architekt*innen. Sie alle waren nach dem Erdbeben 1966 nach Taschkent gekommen, um, wie es heißt, die Stadt wiederaufzubauen. Gewappnet mit zehn Jahren praktischer Erfahrung wollten sie Lösungen und Ideen entwickeln, um den industriellen Wohnungsbau an lokale Anforderungen anzupassen.

Der Film spiegelt die ambivalente Haltung von Architekt*innen und Stadtplaner*innen gegenüber dem sowjetischen „Orient“ wider. Seine Andersartigkeit wird nun mehr nicht bloß akzeptiert, sondern als ein wichtiger Umstand dargestellt, auf den Rücksicht genommen werden muss. Die neuen industriell gebauten Wohnhäuser sollten durch bautechnische Lösungen zur Durchlüftung, durch schattenspendende Elemente und begrünte Innenhöfe besser auf die lokalen Bedingungen abgestimmt werden. Der Umbau und Abriss gewachsener Wohnstrukturen hingegen blieben im Film unhinterfragt. Das Alte sollte weichen. Bilder von den engen Gassen der *Mahalla* genannten Altstadtviertel, des Basars und von alten bärtigen Männern mit Turban illustrieren das Traditionelle – als aktiv Handelnde werden jedoch ausschließlich die Architekt*innen präsentiert. Sie zeichnen Pläne und diskutieren Entwürfe, die Kamera schwenkt über gebaute Fassaden und futuristische Skizzen, einige davon sind, auch für Zeitgenossen erkennbar, jenseits des Möglichen und Durchsetzbaren.

Kosinskij's Film ist eine Momentaufnahme des Wandels, den die Städte Usbekistans seit Beginn der Sowjetherrschaft durchliefen und der sich seit dem Ende der 1950er Jahre beschleunigte. Der standardisierte Massenwohnungsbau sollte auch in den Städten des sowjetischen Zentralasiens die Antwort auf die eklatante Wohnungsnot der Nachkriegsjahre sein. Ein Dekret unter Chruschtschow von 1957 versprach eine eigene Wohnung für jede Familie innerhalb von 12 Jahren.² Neben der Industrialisierung und dem Aufbau der Infrastruktur wurde auch der industrielle Wohnungsbau als Siegeszug der sowjetischen Wissenschaft und Technik in Zentralasien propagiert. Gerade in dieser Region, die lange als die rückständigste in der Sowjetunion angesehen wurde, war die Lösung der Wohnungsnot nicht nur eine soziale Frage, sondern auch eine zutiefst politische. Die mit allem Notwendigen ausgestatteten Wohneinheiten sollten nicht nur die Bedürfnisse des neuen Sowjetbürgers widerspiegeln, sondern diesen auch formen und aus der Rückständigkeit des traditionellen Wohnens befreien.

Doch insbesondere in Städten wie Taschkent und Samarkand mit ihren historisch gewachsenen Stadtstrukturen und muslimisch geprägten Innenstadt-

² Erlass der KPdSU „Über die Entwicklung des Wohnungsbaus in der UdSSR“, 31.07.1957, http://www.libussr.ru/doc_ussr/ussr_5213.htm [04.04.2021].

vierteln stießen viele Bauvorhaben an ihre Grenzen. Während Neubaugebiete vor allem an den Stadträndern entstanden, zeigten sich die Altstadtviertel zunächst als unerwartet beharrlich gegenüber den weitreichenden Umbauplänen.³ Die vorwiegend ein- bis zweistöckige, aus Lehm bestehende Bebauung mit engen, verwinkelten Gassen stand im starken Kontrast zur geometrischen Optik der mehrgeschossigen, standardisierten Wohngebäude aus Backstein- und später zunehmend Stahlbeton in den Neubauvierteln. Dieser Kontrast verkörperte – und verkörpert bis heute – nicht nur unterschiedliche Lebensweisen und Identitäten, sondern auch die damit verbundenen Wissensformen, Vorstellungen und Überzeugungen in Bezug auf Bauen und Wohnen. Gleichzeitig offenbart ein genauerer Blick, dass das Nebeneinander dieser Stadtviertel nicht nur in Gegensätzen beschrieben werden kann.

Unser Beitrag zeigt städtischen Wandel im sowjetischen Usbekistan als Ergebnis verschiedener Aushandlungsprozesse und einer Verflechtung verschiedener Wissensbestände und -formen. Am Beispiel von Taschkent und Samarkand untersucht er den Einfluss unterschiedlicher Wissensbestände auf das städtische Baugeschehen und verknüpft die dazugehörige zeitgenössische Fachdiskussion mit den Erzählungen aus der Lebensrealität der Menschen im sowjetischen Usbekistan zwischen 1955 und 1970. Zu diesem Zweck greifen wir eine von James Scott geprägte Unterscheidung zweier Wissensformen auf: Das auf Standardisierung, Rationalität und Universalität basierende *Techne* und das, sich im Lokalen, Praktischen manifestierende und erfahrungs- und kontextbasierte *Metis*.⁴ Diese Differenzierung zwischen *Techne* und *Metis* ist in verschiedenen Disziplinen aufgegriffen worden, vor allem in Studien zu Bildungs-, Vermittlungs- und Organisationsprozessen.⁵ Scott selbst nutzte diese Begriffe für seine Studie zum Scheitern staatlicher Großprojekte. Im Bann einer Ideologie, die er als „high modernism“ bezeichnet, stützten sich staatliche Planer*in-

³ Jonas van der Straeten/Mariya Petrova, Mud bricks in a concrete state. Building, maintaining and improving one's own house in Soviet Samarkand, 1957-1991, in: Stefan Krebs/Heike Weber (Hrsg.), Histories of technology's persistence. Repair, reuse, and disposal, Bielefeld 2021; Mariya Petrova, Nah am Boden. Privater Hausbau zwischen Wohnungsnot und Landkonflikt im sowjetischen Samarkand der 1950er und 60er Jahre, Berlin 2021.

⁴ James C. Scott, Seeing like a state. How certain schemes to improve the human condition have failed, New Haven 1998. Gerade auch von Seiten der Zentralasienwissenschaften ist in den letzten Jahren Kritik an Scott laut geworden, für einen Überblick vgl. Jonas van der Straeten, Borderlands of modernity. Explorations into the history of technology in Central Asia, 1850-2000, in: Technology and Culture 60, 2019, S. 659-687, hier S. 669-672.

⁵ Vgl. z.B. Lisa Dush, Building the capacity of organizations for rhetorical action with new media. An approach to service learning, in: Computers and Composition 34, 2014, S. 11-22; Catherine F. Schryer u.a., Techne or artful science and the genre of case presentations in healthcare settings, in: Communication Monographs 72, 2005, S. 234-260.

nen auf *Techne*, um komplexe natürliche und soziale Realitäten „lesbar“ zu machen. Die Ignoranz von *Metis* ist bei Scott der *missing link*, der die Realitätsferne vieler solcher Projekte erklärt. Scotts Arbeit wurde in den letzten zwei Jahrzehnten über mehrere Disziplinen hinweg breit und teilweise kritisch rezipiert. Ein Hauptkritikpunkt war dabei seine Konzeption des Staates als abstrakte Entität. Michael Herzfeld attestierte Scott zum Beispiel eine undifferenzierte Betrachtung der staatlichen Bürokratie und wenig „ethnografische Sensibilität“ gegenüber den staatlichen Funktionären.⁶ Ähnlich argumentiert Charles Tilly und verweist auf den Verhandlungscharakter, der einer jeden Herrschaftsordnung innewohnt, jedoch bei Scott wenig Beachtung findet.⁷

Unsere Fallstudie zeigt sowohl das Potential als auch die Grenzen von Scotts Interpretationsrahmen, um urbanen Wandel im sowjetischen Usbekistan zu verstehen. So findet sich der im „high modernism“ angelegte Glaube an die fast unbegrenzte Wirkmächtigkeit des *Techne* auch in den Planungsdokumenten der Stadtplanungs- und Bauinstitutionen sowie den Fachdiskursen unter Architekt*innen und Stadtplaner*innen. Dieser Glaube ging einher mit einem allumfassenden Umgestaltungs- und Modernisierungsanspruch sowjetischer Stadtplanung und einer Ablehnung gegenüber dem lokalen Erbe von volkstümlicher ‚Architektur ohne Architekten‘, die diesen Anspruch konterkarierte. Besonders die im Wortsinn schwer zu durchschauenden Altstadtviertel mit ihren ‚blinden‘ Mauern und dahinter verborgenen privaten Hofhäusern und Quartalsmoscheen galt es für die sowjetischen Stadtplaner*innen umzugestalten und für den Staat ‚lesbar‘ zu machen.

Gleichzeitig greift Scotts Deutungsmuster des (zum Scheitern verurteilten) hochmodernen staatlichen Großprojekts zu kurz, um die städtebauliche Sowjetisierung Zentralasiens zu erklären. Unser Beitrag zeigt deshalb die Stadtplaner*innen und Architekt*innen nicht als anonyme Ausführende einer staatlichen Technokratie, sondern als heterogene Akteure mit unterschiedlichen Vorstellungen und Handlungsspielräumen, in deren Arbeitsalltag *Metis* eine wichtige Rolle spielte.⁸ Die *Mahallas* blieben nicht unberührt vom sowjetischen Modernisierungsprojekt. So sorgten zum Beispiel der Anschluss an netzgebundene technische Infrastrukturen und Institutionen wie die *Mahalla*-Komitees für eine dauerhafte Präsenz des Staates und der durch ihn vermittelten Wissensbestände. Aber sie blieben durch eine für die Sowjetunion überdurch-

⁶ Michael Herzfeld, Political optics and the occlusion of intimate knowledge, in: American Anthropologist 107:3, 2005, S. 369-376, hier S. 372f.

⁷ Charles Tilly, Survey article. Power—top down and bottom up, in: Journal of Political Philosophy 7:3, 1999, S. 330-352, hier S. 344.

⁸ Scott selbst warnte davor *Metis* mit „traditionellem Wissen“ gleichzusetzen und dadurch die Dichotomie zwischen Tradition und Moderne zu perpetuieren.

schnittlich hohe Persistenz von Hausbaupraktiken, Wohnformen und -kulturen gekennzeichnet. Unser Beitrag zeigt, dass das Zusammenspiel von *Metis* und *Techné* in Stadtplanung und Architektur, vor allem in der Alltagspraxis des Bauens, nicht nur als Opposition, sondern auch als Verflechtung verstanden werden muss. Diese Verflechtung war das Ergebnis zahlreicher Aushandlungsprozesse zwischen der sowjetischen Bürokratie, Planer*innen und den Einwohner*innen der Städte.

Die folgenden zwei Abschnitte beschreiben die jeweiligen Bauprozesse und die damit verbundenen Wissensbestände, auf denen erstens die städtebauliche Sowjetisierung und zweitens der traditionelle Hausbau basierten. Im letzten Abschnitt widmen wir uns dann den angesprochenen Aushandlungsprozessen auf unterschiedlichen Ebenen, von staatlicher Planung und Fachdiskussion bis hinunter zur Mikroebene der individuellen Bauherren. Unsere Studie stützt sich auf Archivquellen aus Samarkand und Taschkent, veröffentlichte Literatur zu Architektur und Städtebau sowie Oral-History-Interviews mit Bewohner*innen verschiedener Stadtteile von Samarkand.⁹

2. Die städtebauliche Sowjetisierung von Samarkand und Taschkent

Viele der alten Oasenstädte, die die Regierung der neu gegründeten Usbekischen Sozialistischen Sowjetrepublik 1925 übernahm, wiesen die für Kolonialstädte typische duale Grundstruktur auf. In Samarkand und Taschkent hatte die russische Verwaltung in unmittelbarer Nachbarschaft der islamisch geprägten Altstadt eine Kolonialstadt mit geradlinigen Straßen und ein- bis zweistöckigen Wohn- und Verwaltungsgebäuden europäischen Typs angelegt. Für sowjetische Stadtplaner*innen wurde die Überwindung dieses Dualismus zum Hauptmotiv. Ab Ende der 1920er Jahre dienten Samarkand und Taschkent als Projektionsfläche für, teils avantgardistische, Ideen zur städtebaulichen Neu-

⁹ Für unsere Studie führten wir insgesamt zehn ausführliche Oral-History-Interviews mit Bewohner*innen verschiedener Stadtteile von Samarkand. Selbsterklärend kann dieser qualitative Ansatz nicht dem Anspruch von statistischer Repräsentativität und Übertragbarkeit auf alle Schichten der städtischen Gesellschaft gerecht werden. Trotz der bekannten Fallstricke von Oral History, wie z.B. verzerrte und unvollständige Erinnerungen oder die konstruktiven Aspekte des biographischen Erzählens, waren wir doch von der Übereinstimmung und Konsistenz der Antworten bezüglich des privaten Bauens und seiner kulturellen Interpretationen überrascht. Unsere Vermutung ist, dass die alltäglichen Praktiken des Hausbaus Erinnerungen hinterlassen, die weniger durch gemeinsame Erzählungen verwischt werden als beispielsweise die Auswirkungen politischer Ereignisse. Darüber hinaus fanden die meisten unserer Interviews in den Häusern selbst statt, die durch ihre Materialität als praktische Erinnerungshilfe dienten. Die Interviewpartner sind in den Fußnoten anonymisiert, wir verwenden Alias-Namen.

ordnung und Vereinheitlichung der Stadtzentren. Die konstruktivistischen Entwürfe der frühen 1930er Jahre, nach denen die existierenden Strukturen in einem gleichmäßigen geometrischen Muster verschwinden sollten, waren sinnbildlich für einen radikalen Modernisierungsglauben.¹⁰ Daran änderte auch die Etablierung eines konservativen neoklassizistischen Stils in den späten 1930er Jahren nichts. Nach dem Vorbild von Moskaus Generalplan 1935 entwarfen sowjetische Architekt*innen Pläne für die Umgestaltung von Samarkand und Taschkent entlang breiter Straßen und Axialstrukturen.¹¹

Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs rückte die Umsetzung dieser Pläne allerdings in weite Ferne. Statt geordneter Planung zwangen die Ankunft von hunderttausenden Geflüchteten und Deportierten sowie die hastige Ansiedlung von evakuierten Betrieben und kulturellen und wissenschaftlichen Einrichtungen mitsamt ihren Mitarbeitern die Stadtverwaltungen von Taschkent und Samarkand zur Improvisation. Der sprunghafte Anstieg der Bevölkerung und der Industrialisierungsschub standen im krassen Gegensatz zum städtebaulichen Konservatismus und dem Stillstand der Stadtentwicklung in den Nachkriegsjahren.¹² So wuchs zum Beispiel die bebaute Fläche von Samarkand zwischen 1930 und 1950 kaum. Unter Stalin blieb die Gestaltung zentraler Boulevards und der Bau repräsentativer Gebäude Priorität und führte in Taschkent bereits zu starken Eingriffen in die Substanz der Altstadtviertel.¹³ Durch die Vernachlässigung des Wohnungsbaus verbesserte sich die akute Wohnungsknappheit bis weit in die 1950er Jahre hinein kaum.

Erst das unionsweite Programm zum Massenwohnungsbau unter Chruschtschow veränderte die Dynamik des städtischen Wandels in Zentralasien tiefgreifend und nachhaltig. Mit ihrer geradezu obsessiven Fixierung auf Standardisierung, Rationalität und industrielle Großproduktion veränderten das Programm und die entsprechenden Regierungsbeschlüsse die technischen sowie die institutionellen Prämissen – und damit die *Techne* – des sowjetischen Städtebaus und transferierten diese in ungekanntem Maße auch in die Peripherie der Union. Schon ab 1956 entstanden im Taschkenter Bezirk Tschilansar die ersten Häuser eines Vorzeigeprojekts, zunächst in Backsteinbauweise dann in serieller Plattenbauweise. Der Bau basierte auf ausländischer Expertise – die

¹⁰ Stroitel'stvo i Arkhitektura Usbekistana (im Weiteren: „SIA“) 09/1976, S. 27–30.

¹¹ Christa Diener/Anette Gangler, Städte Usbekistans zwischen Tradition und Fortschritt. Städtische Transformationsprozesse der zentralasiatischen Städte Taschkent und Samarkand, Cottbus 2006, S. 45 und S. 210; Philipp Meuser, Die Ästhetik der Platte, Diss. Technische Universität Berlin 2015, S. 497.

¹² Paul Stronski, Tashkent. Forging a Soviet City, 1930–1966, Pittsburgh 2010.

¹³ Tulkinov F. Kadyrova, Arkhitektura Sovetskogo Uzbekistana = Architecture of the Soviet Uzbekistan, Moskau 1987, S. 71.

erste Plattenbauserie war ein Lizenzkauf der französischen Firma Camus, auf dessen Grundlage später eine eigene Produktionsserie entwickelt wurde.¹⁴ Das Programm der Industrialisierung betraf nicht nur die Produktion des Baumaterials und die Bauweise, sondern auch das Projektwesen. Standardisierte Baupläne, sogenannte Typenprojekte (*tipovoi proekt*), sollten Kosten reduzieren und die Montagegeschwindigkeit erhöhen, zum Beispiel durch serielle Anfertigung und eine möglichst geringe Variation der zu produzierenden Bauteile. Lokale Planungsbehörden sollten nur noch die entsprechenden Entwürfe aus Katalogen auswählen müssen und später die fertigen Gebäude an die lokale Infrastruktur anschließen.

Die Standardisierung des Bauens stellte die existierende technische und fachliche Infrastruktur in Usbekistan vor große Herausforderungen. Für Architekt*innen bedeutete sie eine starke Einschränkung der gestalterischen Möglichkeiten und die Ideologisierung ihrer Tätigkeit, gepaart mit einem Sparzwang, der zur Staatsdoktrin erhoben wurde. Der Ausbau der Industrie und Baukapazitäten erforderte eine große Zahl an Fachkräften, neuartiger Expertise und Fachwissen, die nur in beschränktem Maße in der Republik vorhanden waren und auch nur langsam durch das Ausbildungssystem befriedigt werden konnte. Dieser Mangel machte die Anwerbung von Fachkräften aus anderen Republiken notwendig.

Während das Massenwohnungsprogramm mit einiger Verzögerung in Zentralasien zur deutlichen Steigerung der Schaffung neuen Wohnraumes beitrug, zeigten sich auch hier die Nachteile des industriellen und standardisierten Bauens im Kontext einer Planwirtschaft. Produktionsmittel waren knapp und wurden nach politischen Gesichtspunkten verteilt. Die Vorrangstellung Taschkents, das zur Vorzeigestadt für ganz Sowjet-Zentralasien ausgebaut werden sollte, führte zur Benachteiligung anderer Städte. Die Fixierung des Plans auf neu geschaffene Quadratmeter Wohnraum führte dazu, dass der Bau der begleitenden Infrastruktur nicht Schritt halten konnte. Weil die politische Führung eine rasche Umsetzung forderte, wurden zuerst solche Projekte umgesetzt, die bereits für den europäischen Teil der Sowjetunion entwickelt worden waren. Diese wurden, wenn überhaupt, nur geringfügig an die lokalen klimatischen und demografischen Bedingungen angepasst. So verwandelten sich die Plattenbauten aus Stahlbeton in der Hitze des zentralasiatischen Sommers zu veritablen Steinöfen. Für die typische Haushaltsgröße in der Region, bei Usbeken und Tadschiken in der Regel große Mehrgenerationenfamilien, waren die fast ausschließlich 2-3 Zimmer großen Wohneinheiten außerdem schlichtweg zu klein.¹⁵

¹⁴ Meuser, Die Ästhetik der Platte, S. 497.

¹⁵ SIA 03/1968, S. 28-30.

Architekt*innen und Planer*innen diskutierten diese Schwierigkeiten Anfang der 1960er sehr offen in Fachzeitschriften und auf Konferenzen. Zwar stellten sie die Annahme einer inhärenten Überlegenheit des standardisierten und industrialisierten Bauens nicht öffentlich in Frage, sie äußerten jedoch deutliche Kritik an deren Umsetzung. So klagte Alexander Yakushev, der spätere Hauptarchitekt von Taschkent, 1961 auf einer Tagung der Architekten Usbekistans über fehlende wissenschaftliche Grundlagen des Bauens, über Normen, die nicht für die Usbekische Republik ausgearbeitet wurden und über einen Sparzwang, der jeglichen ästhetischen Gestaltungsspielraum einengte.¹⁶ Die Strukturen und Arbeitsprozesse in den Planungsinstituten boten Architekt*innen und Ingenieur*innen jedoch kaum Möglichkeiten, um Ideen oder Verbesserungsvorschläge einzubringen. Außerhalb der darauf spezialisierten Einrichtungen konnten neue oder sogenannte „experimentelle“ Projekte oder Serien nur mit ausdrücklicher Finanzierungszusage seitens des Bauministeriums (*Gosstroj*) und des Planungsministeriums (*Gosplan*) begonnen werden. Nicht nur eigene Initiativen, sondern auch die regulären Genehmigungen des Jahresplans hingen von persönlichen Beziehungen und Überzeugungsarbeit in den Ministerien ab. Zu diesem Zweck schickten Betriebe und Organisationen regelmäßig Mitarbeiter als *Tolkach* („Anschieber“) nach Moskau.¹⁷ In der Tätigkeit des *Tolkach* zeigt sich beispielhaft die zentrale Bedeutung des *Metis*, hier kontextspezifisches soziales Wissen, im System des standardisierten Bauens, das vordergründig auf *Techne* beruhte.

Neben dem industriellen Bauen griffen die Generalpläne für Samarkand (1956) und Taschkent (1954)¹⁸ die Idee einer ganzheitlichen Neugestaltung erneut auf.¹⁹ Während sich die staatlichen Wohnprojekte zunächst auf die damaligen Stadtränder beschränkten, beobachteten Stadtplaner*innen mit Argwohn, wie sich die primär einstöckige Bebauung mit Hofhäusern nicht nur in den Altstadtvierteln erhielt, sondern durch einen wachsenden Gürtel von privaten Häusern auch in die Peripherie ausbreitete.²⁰ Die fast ausschließlich aus

¹⁶ Tsentral'nyj Gosudarstvennyj Arkhiv Respubliki Uzbekistan (im Weiteren: „TsGARUz“) f. 2532, op. 1, d. 256 ll, S. 46-49.

¹⁷ Diese Praxis war nicht auf die Chruschtschow-Periode beschränkt. Vgl. dazu Joseph S. Berliner, The informal organization of the Soviet firm, in: The Quarterly Journal of Economics 66:3, 1952, S. 342-365, hier S. 358. Vgl. auch Interview Wladimir (Architekt, Bewohner des Kolonialviertels, später des Neubauviertels), der selbst als *Tolkach* nach Moskau reiste.

¹⁸ Im Gegensatz zu Samarkand lässt sich in Taschkent eine viel höhere Kontinuität der Pläne seit 1938 beobachten. Vgl. dazu Meuser, Die Ästhetik der Platte, S. 476 und S. 497-499.

¹⁹ Stronski, Tashkent, S. 156-158.

²⁰ Als Teil des Wohnungsbauprogramms oder auch als Erstattung nach dem Abriss bekamen Bürger Parzellen zur individuellen Bebauung zugeteilt, welche aber die wertvollen Bau-

ungebrannten Lehmziegeln gebauten Häuser widersprachen den Vorstellungen der Planer*innen von einer modernen sowjetischen Stadt in fast jeder Hinsicht. Ein Leitartikel der wichtigsten Architekturzeitschrift Zentralasiens bezeichnete sie 1960 als „primitiv, unhygienisch und baufällig“, die Wohnbedingungen seien „unerträglich“, die Viertel infrastrukturell zu aufwendig zu erschließen, kurzum einer kommunistischen Zukunft unwürdig.²¹ Die Hälfte des landesweiten Wohnraumbestandes sei schlichtweg „nicht erhaltungswürdig“²², schrieb der Hauptarchitekt von Taschkent Mitkhat Bulatov im Jahre 1962.

Um diese kompromisslose Haltung gegenüber dem traditionellen Bauen und Wohnen zu verstehen, lohnt sich nicht nur ein Blick auf den ideologischen Diskurs und politische Motive, sondern auch auf die einzelnen Akteure als Träger des Fachwissens. An den ersten usbekischen Planungsbehörden und Ausbildungsstätten, die ab 1929 sukzessive in Taschkent gegründet wurden, arbeiteten noch lange überwiegend Architekt*innen und Ingenieur*innen, die in dem westlichen Teil der Sowjetunion ausgebildet wurden und die dort gelehrtten Ansätze mitbrachten.²³ Die Politik der *Korenizatsiya*, die mehr lokale Kader in politische und administrative Positionen befördern sollte, hatte kaum Auswirkungen im Bereich der Architektur.²⁴ Dazu trugen auch die geringen Aufnahmekapazitäten der Ausbildungsstätten und der Fortbestand von Russisch als Ausbildungssprache bei. Bis weit in die 1960er Jahre blieben Architekt*innen und Planer*innen aus den größten Bevölkerungsgruppen des Landes, den Usbeken und Tadschiken, eine seltene Ausnahme. Noch die 1966 gegründete Architektur- und Bau-Hochschule in Samarkand musste deshalb ihr Lehrpersonal aus der gesamten Sowjetunion rekrutieren. Eine usbekischsprachige Gruppe wurde kurz nach ihrer Einführung durch den Rektor wegen „mangelnder Qualität der Lehre“ aufgelöst und mit den russischsprachigen Gruppen fusioniert.²⁵ Die Anzahl von Architekt*innen, die in den „traditionellen“ Wohnvierteln sozialisiert worden waren, blieb in den 1960er Jahren äußerst gering.

Offiziell bewarb die politische Führung unter Chruschtschow ihre Entwicklungspolitik in Zentralasien, dem „sowjetischen Süden“, als Ausweg aus kolonialer Unterdrückung und Weg in die sozialistische Moderne – und damit als Ge-

flächen belegten. Die Kritik daran wurde bereits 1960 geäußert, SIA 02/1960, S. 2.

²¹ SIA 02/1960, S. 2.

²² SIA 01/1962, S. 12.

²³ Die erste Architekturfakultät Usbekistans wurde 1929 in Taschkent gegründet, SIA 12/1979, S. 1.

²⁴ Bernard V. Olivier, *Korenizatsiya*, in: *Central Asian Survey* 9, 1990, S. 77-98.

²⁵ Erinnerungen des Interviewpartners Wladimir, 1968-1973 Student an der Architekturhochschule in Samarkand.

genmodell zur „Kolonialpolitik“ des Westens.²⁶ Die Stadtentwicklungspolitik blieb jedoch von kolonialen Denkmustern geprägt. Zwar wurde der Vorschlag aus der Vorkriegszeit, die historische Altstadt von Taschkent in ein „Museum der Rückständigkeit“ zu verwandeln, verworfen, doch an seine Stelle trat das andere Extrem – ein kompletter Abriss und Neugestaltung.²⁷ Die entsprechenden Entwürfe spiegelten den architektonischen Trend der Zeit wider: Plattenbauten anstelle des islamischen Altstadtviertels in Samarkand und weitläufige Parkanlagen mit Verwaltungsbauten für Taschkent.²⁸ Vor allem in Samarkand sollten diese Umbaupläne aber recht schnell an ihre Grenzen stoßen. Mangelnde Ressourcen für die Umsetzung, aber auch Widerspruch seitens der Kollegen, die sich für den Erhalt des historischen Erbes einsetzten, sowie die Interessen und fortdauernden Bauaktivitäten der Einwohner*innen in den Altstadtvierteln sorgten für deren Fortbestand. Gleichzeitig wurden ab Mitte der 1960er Jahre die ersten (selbst)kritischen Stimmen unter Architekt*innen und Planer*innen in Usbekistan laut.

3. Eine Mahalla bauen, in einer Mahalla leben. Das lokale Wissen in den alten und neuen Vierteln

Die stereotype Beschreibung des traditionellen „Hoflebens“ durch den Architekten Kosinskij war eine starke Vereinfachung der räumlichen Struktur und der sozialen Funktionen eines typischen usbekischen beziehungsweise tadschikischen Haushaltes – und damit auch derjenigen Wissensbestände, die für den Bau und Unterhalt eines Hofhauses notwendig waren. Diese Wissensbestände können fast ausschließlich dem Bereich des *Metis* zugeordnet werden. Sie umfassen unter anderem das alltägliche Erfahrungswissen über den Aufbau und die Funktionen eines Hauses, das kulturelle Wissen über symbolische Bedeutung und repräsentative Funktion von Räumen, praktisches Know-how zum Bauen und Erhalten von Lehmhäusern sowie kulturelles und soziales Wissen, um einerseits Arbeitskraft mobilisieren zu können und andererseits Baumaterial unter den Bedingungen einer Mangelwirtschaft zu akquirieren.

Für die Planung, den Neubau oder, weit häufiger, den Umbau eines Hauses in der Altstadt griffen deren Besitzer auf ein breites Repertoire an tradiertem und erfahrungsbasiertem Know-how zurück und orientierten sich an einer Reihe von Konventionen und Praktiken des Wohnens. Der angestrebte Haustyp

²⁶ Artemy Kalinovsky, *Laboratory of socialist development. Cold war politics and decolonization in Soviet Tajikistan*, Ithaca 2018.

²⁷ Boris Chukhovich, *Orientalist modes of modernism in architecture. Colonial/Postcolonial/Soviet*, in: *Études de lettres* 2014, S. 263–294, hier S. 282; Stronski, Tashkent, S. 70.

²⁸ SIA 05-06/1967, S. 46.

war fast ausnahmslos das Hofhaus, bei dem Wohn- und Wirtschaftsräume um einen begrünten Innenhof herum angeordnet wurden. Gemäß der islamischen Konvention einer strikten Trennung des privaten Bereiches von der Außenwelt hatten die Räume ausschließlich Fenster und Türen zum Hof, wohingegen die Rückwände fensterlos waren. Zum Schutz der Privatsphäre waren repräsentative Empfangs- oder Gästeräume nah am Eingang platziert. Separate Eingänge zu den Zimmern vom Hof sollten auch unter den verschiedenen Wohnparteien einer Mehrgenerationenfamilie, zumeist die Großeltern mit verheirateten Kindern und Enkelkindern, eine gewisse Privatsphäre ermöglichen. Der Innenhof diente in der warmen Jahreszeit als erweiterter Wohn- beziehungsweise Aufenthaltsraum, war mit schattenspendenden Bäumen oder Wein bepflanzt und sorgte für ein angenehmes Mikroklima in der sommerlichen Hitze.²⁹ Ein weiteres Pflichtelement war der traditionelle *Aiwan*, eine mehreren Räumen vorgebaute überdachte Terrasse. Während der *Aiwan* in der Regel nach Norden orientiert war, um möglichst viel Schatten zu spenden, sollten die Zimmer, in die sich die Familie im Winter zurückzog, nach Süden ausgerichtet sein.

Ungeachtet der Abneigung sowjetischer Planer*innen gegenüber dem Lehm als Baumaterial bestanden im Jahr 1962 70% des Wohnraumbestandes der Usbekischen SSR aus diesem Material.³⁰ Gerade in den Oasenstädten bietet der lössige Boden seit Jahrtausenden einen billigen und praktisch überall verfügbaren Baustoff.³¹ Als einfachere Variante des Lehmbaus nutzten Bauherren ungebrannte Lehmziegel. Etwas aufwändiger war die sogenannte *chub-kori* – eine lokale Variation des Fachwerks mit einem doppelwandigen Holzgerüst, das mit Lehmziegeln gefüllt wird, und einem Hohlraum zwischen den Wänden für den Dämmeffekt. Das Bauen mit Lehm erforderte einige handwerkliche Erfahrung. Es musste passender Lössboden ausgesucht, in einem bestimmten Proportionsverhältnis mit Wasser und Sand vermischt und nach einer Ziehzeit geformt werden.³² Das Formen der etwa 12000-16000 Ziegel, die für den Bau eines Hauses notwendig waren, war darüber hinaus außerordentlich arbeitsintensiv. Zur Rekrutierung von Arbeitskräften griffen Bauherren deshalb oft auf eine *hashar* genannte lokale Tradition der Nachbarschafts- und Verwandtschaftshilfe zurück.³³ Zusätzlich konnten die Bauherren Tagelöhner und Handwerker auf dem infor-

²⁹ Ein Journalist aus Kiew, Leonid Volynskij, bemerkte in einem Reisebericht zu Usbekistan, dass die Temperatur in den Innenhöfen traditioneller Häuser in der Regel 4-5 Grad unter der Außentemperatur lag. Leonid Volynskij, *Doroga k novoj zemle*, in: *Novyj mir*, 1961, S. 118-160, hier S. 129.

³⁰ TsGARUz f. 88, op. 11, d. 682, l. 84.

³¹ Die erstaunliche Kontinuität bezüglich Baumaterial und Technologie zeigen auch Ausgrabungsstätten der Region, z.B. der Stadt Panjakent, die auf der tadschikischen Seite 60 km von Samarkand entfernt liegt.

³² Interview Wladimir.

mellen Arbeitsmarkt rekrutieren, wenn die entsprechende Expertise fehlte, beziehungsweise das Familienbudget es zuließ.

Für die Teilhabe an dem System der gegenseitigen Hilfeleistungen waren ein intensives Management der sozialen Beziehungen in der *Mahalla*-Nachbarschaft wichtig und damit das notwendige Wissen, um diese aufzubauen und zu erhalten. Diese Aufgabe war umso komplexer angesichts des hybriden Charakters sozialer Institutionen in der *Mahalla*. Auf der einen Seite blieb die *Mahalla* als sozio-kultureller Raum auch während der sowjetischen Zeit maßgeblich von nachbarschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen geprägt. Diese Beziehungen brachten Verpflichtungen, aber auch Vorteile mit sich und wären durch einen Abriss und Umsiedlung zerstört worden – einer der Gründe, warum die Einwohner*innen einer Umsiedlung kritisch gegenüberstanden.³⁴ Auf der anderen Seite waren die *Mahallas* in das institutionelle Gefüge des sowjetischen Staates eingebunden, in erster Linie durch die *Mahalla*-Komitees. Diese Komitees waren analog zu den Hauskomitees in den Neubauvierteln aus Mitgliedern der Nachbarschaft gewählte Organe, die als Bindeglied zwischen Stadtverwaltung und den Einwohner*innen des Viertels fungieren sollten. Über die *Mahalla*-Komitees konnten die Bewohner*innen ihre Interessen gegenüber der Stadtverwaltung zum Beispiel über Petitionen artikulieren. Gleichzeitig waren sie für die Parteibürokratie der wichtigste Zugangspunkt zu den *Mahallas*, beispielsweise wenn es um die Verbreitung von staatlicher Propaganda ging. In den Altstadtvierteln waren die Komitees häufig mit den Mitgliedern des Ältestenrates besetzt, die – selbst, wenn sie Parteifunktionäre waren – in die lokalen Netzwerke eingebunden blieben. Gute Beziehungen zum *Mahalla*-Komitee sicherten den Zugang zu den entsprechenden Bescheinigungen, die für den Kauf von industriell produziertem Baumaterial notwendig waren.³⁵

Zur Pflege sozialer Beziehungen waren Festlichkeiten wie Beschneidungen, Hochzeiten oder Beerdigungen wichtige Ereignisse und gaben gleichzeitig Anlass für Umbau- und Modernisierungsprojekte. Dabei spielten nicht nur praktische Erwägungen eine Rolle, wie zum Beispiel um ein zusätzliches Zimmer für

³³ Christilla Marteau D'Autry, *Vyjdem vse, kak odin! 'Allons-y tous comme un seul homme!'. Ethnographie d'un hashar national dans un quartier de Samarkand, Ouzbékistan*, in: Cahiers d'Asie centrale, 2011, S. 279-301.

³⁴ Die offiziellen Quellen lassen kaum Rückschlüsse über offenen Widerstand gegenüber staatlichen Abriss- und Umsiedlungsmaßnahmen zu, es gibt jedoch vorsichtige Verweise darauf, dass die Einwohner der Viertel „nicht zur Migration neigen“ oder „Umsiedlung ablehnen“. Für Taschkent vgl. auch Stronski, Tashkent, S. 224-225.

³⁵ Sergey Abashin, *Sovetskaya Vlast' I Uzbekskaya Mahalla*, in: *Neprikosnovennyj zapas* 78, 2011; Timur Dadabaev, *Community life, memory and a changing nature of Mahalla identity in Uzbekistan*, in: *Journal of Eurasian Studies* 4, 2013, S. 181-196.

den heiratenden Sohn und seine Ehefrau zu schaffen. Auch konnte der Umbau zu diesen Anlässen den Gästen präsentiert werden, um daraus symbolisches Kapital zu generieren.³⁶

Genauso wie die Arbeitskraft setzte sich auch das handwerkliche Wissen auf einer privaten Baustelle aus verschiedenen Quellen zusammen und hatte einen hybriden Charakter. Eine Interviewpartnerin erinnerte sich: „Der Schwager war ein *Usto* (Meister)[,] hatte die Baustelle geleitet[,], uns Anweisungen gegeben, wieviel Zement, wie viel Kies wir kaufen sollten, seine Söhne waren auch *Usto* [...] dann kamen noch meine Brüder, sie haben den Beton [fürs Fundament] gemacht [...] die Neffen haben beim Formen der Ziegel geholfen“.³⁷ In vor-sowjetischer Zeit waren handwerkliche Berufe traditionell innerhalb der Familie weitergegeben oder in einer Meister-Lehrling-Ausbildung erworben worden. Im Laufe der Sowjetzeit unterlagen diese traditionellen Ausbildungsformen durch das Verbot von Privatwerkstätten und die Einführung von Berufsschulen einer starken Einschränkung und Transformation. Letztlich blieb die Weitergabe von handwerklichem Wissen innerhalb der Familie und auf privaten Baustellen durch praktische Vorbilder und Nachahmung bestehen und wurde durch die Arbeit auf staatlichen Baustellen erweitert.³⁸ Viele der als *Usto* bezeichneten Personen absolvierten eine Berufsschule und arbeiteten offiziell an staatlichen Baustellen. Die traditionellen und industriellen Wissensformen waren kombinierbar und verhandelbar und wurden beim Bau von traditionellen Wohnformen eingesetzt. Durch den informellen Charakter und die weit verbreitete *second economy* war das Bauen in traditionellen Vierteln weitgehend autark und von der staatlichen Kontrolle unabhängig, da ihre Bewohner*innen sich eher auf die eigene Arbeitskraft und Netzwerke verließen als auf staatliche Dienstleistungen.³⁹

Entgegen des erklärten Zieles förderte das staatliche Massenwohnungsprogramm die Anwendung von traditionellem Bauwissen über die Altstädte hinaus in die städtische Peripherie sogar noch. Unter Chruschtschow wurde ein Programm zum Bau von Einfamilienhäusern in Eigeninitiative zu einem wenig beachteten, aber zentralen Element im Kampf gegen die Wohnungsnot in der

³⁶ Eine Interviewpartnerin erzählte, dass es ihr sehr wichtig war, dass ein großer neuer *Aiwan* vor dem Tod ihrer Schwiegermutter fertig gestellt wurde, damit sie die Gäste würdevoll empfangen konnte.

³⁷ Interview Mukhabbat (Bewohnerin eines peri-urbanen, privat bebauten Randbezirks).

³⁸ Ungelernte Arbeiter an der Baustelle waren aufgrund von Fachkräftemangel nichts Ungewöhnliches. Alfred John DiMaio, *Soviet urban housing. Problems and policies*, New York u.a. 1974, S. 110.

³⁹ Zur *second economy* vgl. Nancy Lubin, *Labour and nationality in Soviet Central Asia*, London 1984, S. 172.

gesamten Sowjetunion.⁴⁰ Für diejenigen, die den Bau ihres Hauses in die eigene Hand nehmen wollten, standen spezifische Kredite und Handbücher zu Verfügung. Ab den späten 1950er Jahren versuchte die Regierung diesen sogenannten „individuellen Hausbau“ wieder einzudämmen. In Zentralasien blieb dieser Versuch jedoch weitgehend erfolglos – nicht zuletzt, weil Familien, deren Häuser für staatliche Projekte abgerissen wurden, als Entschädigung Parzellen zum Bau von einem neuen Haus zugeteilt bekamen.⁴¹

Das offiziell genehmigte private Bauen liefert ein besonders plastisches Beispiel für die Verflechtung von *Techne* und *Metis*. So bekamen auch private Bauherren standardisierte Grundrisse, also Typenprojekte für freistehende Einfamilienhäuser zugeteilt, an die sie sich beim Bau halten mussten. Wie in der Altstadt kamen als Baumaterial allerdings auch hier fast ausschließlich Lehmziegel zum Einsatz. Wie auch die Wohneinheiten in den Plattenbauten erwiesen sich die Grundrisse für die Einfamilienhäuser mit 80-100qm Grundfläche und zwei bis vier Zimmern für die meisten usbekischen und tadschikischen Familien als zu klein. Durch zahlreiche Um- und Anbauten verwandelten diese die freistehenden Häuser deshalb nachträglich sukzessive in traditionelle Hofhäuser.⁴²

4. Die Verflechtung von Wissensbeständen und -formen. Städtebau als Aushandlungsprozess

„Am Anfang ging es nur darum den Wohnraum zu schaffen, erst nach ein paar Jahren haben wir gemerkt, dass es so nicht weiter geht“, mit diesen Worten fasst einer der Architekten den Sinneswandel seiner Zunft im eingangs zitierten Film zusammen.⁴³ Tatsächlich interessierten sich einzelne Architekt*innen, aber auch verschiedene Institutionen ab Mitte der 1960er Jahre für die klimatischen und demografischen Bedingungen sowie die Alltagsarchitektur in Usbekistan. Dieser Sinneswandel wurde durch das große Erdbeben in Taschkent von 1966 beschleunigt, das die Entwicklungsdynamik der Stadt tiefgreifend veränderte. In Taschkent diente es als *carte blanche* für einen großflächigen Abriss und Neubau, während Samarkand von großen Abrissmaßnahmen verschont blieb und durch exzessive individuelle Bebauung in die Fläche wuchs. Anhand

⁴⁰ Mark B. Smith, *Property of communists. The Urban Housing Program from Stalin to Khrushchev*, DeKalb 2010, S. 34.

⁴¹ Zu dem Phänomen des individuellen Hausbaus und seiner Beständigkeit in Samarkand vgl. Petrova, *Nah am Boden*.

⁴² Diener/Gangler, *Städte*, S. 154-167.

⁴³ Andrej Kosinskij. Tashkent 1975, <https://www.youtube.com/watch?v=2pT1Jd3gdTA> [04.04.2021].

der weiteren Entwicklung beider Städte lassen sich verschiedene Aushandlungsprozesse sowohl auf der diskursiven als auch auf der praktischen Ebene beobachten.

In einem gut dokumentierten Fachdiskurs tauschten sich Planer*innen und Architekt*innen über die Möglichkeit aus, Entwürfe für einzelne Häuser und ganze Stadtviertel an lokale Gegebenheiten anzupassen. In diesem Diskurs lassen sich bei der Auseinandersetzung mit lokalem Wissen mehrere Strategien beobachten. Die erste Strategie bestand seit Mitte der 1950er Jahre in der Abstraktion der geometrischen Formensprache der traditionellen Architektur. In einer poststalinistischen Neuinterpretation der Devise „national in der Form, sozialistisch im Inhalt“ sollte es nun darum gehen, die inhärente Logik traditioneller Architektur zu extrahieren, statt sie nur oberflächlich zu kopieren.⁴⁴ Architekt*innen arbeiteten nun mit der Vorgabe, progressive Elemente zu identifizieren und in die Typenprojekte einzubeziehen – vor allem in funktionaler Hinsicht. Anfang der 1960er Jahre veröffentlichten Autoren in der usbekischen Architekturzeitschrift Vorschläge für entsprechende Elemente zum Sonnenschutz an Fenstern, zur Belüftung, Verbesserung des Mikroklimas und zur Schaffung verschatteter Außenflächen.⁴⁵ Gleich mehrere Artikel widmeten sich Ende der 1960er Jahre der optimalen geometrischen Form eines Innenhofs – einschließlich des Versuchs, eine Formel für einen idealen traditionellen *Aiwan* zu finden.⁴⁶ Von einigen ihrer Kollegen wurden diese Versuche als zu theoretisch kritisiert.⁴⁷

Die zweite Strategie bestand im Versuch, die lokalen Bedingungen durch wissenschaftliche Methoden lesbar zu machen und in die Begriffe, Konzepte und Messgrößen des eigenen Fachdiskurses zu übersetzen. Mitte der 1960er Jahre initiierte das Forschungsinstitut für experimentelle Planung in Taschkent, TASHZNIIEP, eine Reihe von Erhebungen zur demografischen Struktur der Altstadtviertel, Analysen ihrer räumlichen Zusammensetzung und Feldstudien zu den Alltagsgewohnheiten ihrer Bewohner*innen. Die Ergebnisse dieser Studien stellten einige der Grundannahmen des staatlichen Wohnungsbaus in Usbekistan infrage. So war die ermittelte demografische Zusammensetzung weit von der durchschnittlichen Familiengröße von 3,2 Personen entfernt, die unionsweit als Planungsgrundlage diente. Auch erkannten die Forscher an, dass die dichte Bebauung im Sommer klimatische Vorteile bot und die ver-

⁴⁴ Beschluss des ZK der KPdSU „Über die Beseitigung von Überfluss im Projekt- und Bauwesen“, 04.11.1955, http://www.libussr.ru/doc_ussr/ussr_5043.htm [05.04.2021].

⁴⁵ SIA 05/1961, S. 28-29; SIA 04/1962, S. 32-33.

⁴⁶ SIA 07/1971, S. 36-40.

⁴⁷ SIA 04/1972, S. 47-49.

schatteten Innenhöfe in den sieben bis acht warmen Monaten des Jahres die verfügbare Wohn- und Aufenthaltsfläche erheblich vergrößerten.

Die Studien dienten der Vorbereitung einer dritten Strategie der lokalen Anpassung: Die Durchführung experimenteller Projekte. Unter dem programmatischen Titel „Mahalla“ entwarf TASHZNIEP ein experimentelles Wohnprojekt für die Altstadt von Taschkent, das das Konzept eines sozialistischen Mikrobezirks mit den „positiven Aspekten eines traditionellen usbekischen Stadthauses“ kombinieren sollte.⁴⁸ 1968 präsentierten die Forscher fünf Modelle eines *Mahalla*-Mikrodistriktes, von denen allerdings vier nur einen geringen Anteil an niedrigen Gebäuden enthielten. Während die Projektleiterin für einen behutsameren Ansatz bei der Neugestaltung der Altstadt warb, um die gewachsenen sozialen Strukturen nicht zu zerstören, stand die Notwendigkeit einer grundlegenden Modernisierung außer Frage. Das Projekt sah die Emulation der traditionellen Hofhäuser in modernen Neubauten vor – und keinesfalls den Erhalt der bestehenden Bausubstanz aus Lehm, für die die Forscher die gleiche Abneigung äußerten wie ihre Kollegen in den Planungsbüros. Bis auf ein Pilotprojekt im kleinen Maßstab wurden die Entwürfe des TASHZNIEP-Projektes nicht umgesetzt, inspirierten jedoch vereinzelte spätere Experimentalbauten in den 1970ern und 1980ern, bei denen die Architekt*innen versuchten, die privaten Innenhöfe oder gar eine ganze *Mahalla* in Entwürfen für Hochhäuser abzubilden.⁴⁹

Eine Gemeinsamkeit dieser Projekte blieb die Fokussierung auf wenige Funktionen, ohne die soziale und kulturelle Bedeutung dieser Aspekte einzuordnen. Das lag nicht zuletzt daran, dass eine vierte Strategie, das Einbeziehen von persönlichem Erfahrungswissen der Bewohner*innen oder auch von ethnologischem Wissen weitgehend fehlte. Bereits in den 1950er Jahren hatten sowjetische Ethnologen und Kunsthistoriker mehrere Studien zu traditioneller Architektur, Bautechnologien und Wohntraditionen in Zentralasien publiziert, die aber offenbar nicht rezipiert wurden.⁵⁰ In der Diskussion über Anpassung der Entwürfe an lokale Gegebenheiten war ein Autor mit usbekischem Nachnamen bezeichnenderweise die einzige Stimme, die auf die kulturelle Bedeutung verschiedener Räume in einem usbekischen Haus aufmerksam machte.⁵¹

⁴⁸ SIA 07/1968, S. 11.

⁴⁹ Z.B. ein Projekt der Architekten Korobtsev und Khalilova, sowie ein Projekt der Architektin Aidinova. Vgl. Kadyrova, *Arhitektura*, S. 205 und S. 209.

⁵⁰ Vgl. z.B. Antonina Pisarchik, *Stroitel'nye materialy i konstruktivnye priemy narodnykh masterov Ferganskoi doliny v XIX - nachale XX veka*, in: *Sredneaziatskij etnograficheskij sbornik*, Moskau 1954, S. 216-298; Voronina V.L., *Narodnie tradicii architektury Uzbekistana*, Moskau 1951.

⁵¹ SIA 09/1971, S. 17-19.

Gerade die Ortsbesichtigungen in den Altstadtvierteln erzeugten bei einigen TASHZNIIIEP-Forschern eine Art kognitive Dissonanz. „Die Apartments sind elektrifiziert, mit Radios ausgestattet und viele Familien haben Fernseher usw.“, bemerkte R.L. Kontorer – nicht ohne hinzuzufügen, dass „die bloße Existenz einer primitiven Wohnstruktur [...] die natürliche Steigerung der Alltagskultur in den Haushalten verzögert“.⁵² Kontorers Beobachtung zeugt von einem Wandel auf der praktischen Ebene, der sich in den Altstadtvierteln und der privat bebauten Peripherie ab den 1950er und 1960er Jahren weitgehend unbemerkt vom exotisierenden Blick der meisten Architekt*innen und Planer*innen vollzog. Immer mehr Haushalten gelang es, sich Zugang zu den Produkten, Leistungen und Infrastrukturen der „sowjetisierten“ Stadt zu verschaffen und sie in ihre Wohnsituation einzubetten. Dabei griffen sie auf ein breites Repertoire an Wissen zurück, profitierten aber auch vom Pragmatismus der städtischen Behörden, die zum Beispiel bei der Infrastrukturversorgung keineswegs davon ausgingen, dass die „anachronistischen“ Altstadtviertel in absehbarer Zukunft verschwinden würden. So stieg die Zahl der Privathäuser mit Anschluss an das Stromnetz in Usbekistan zwischen 1950 und 1960 von 29.1% auf 83.4%.⁵³ Auch der Ausbau des Gasnetzes nahm ab den 1960ern in Samarkand an Fahrt auf.⁵⁴ Gerade das Beispiel der Gasversorgung zeigt das Zusammenspiel von traditionell überliefertem technischen Wissen mit demjenigen Wissen, das in staatlichen Intuitionen erworben wurde, zum Beispiel in der Berufsausbildung oder beim Militär. Der Anschluss an das Gasnetz war laut einem Interviewpartner im Altstadtviertel das erste Mal, dass die ausgeprägte Do-it-yourself Mentalität seiner Familie an seine Grenzen stieß. Die Söhne eines usbekischen Exsoldaten und seiner russischen Frau betätigten sich als Spezialisten im ganzen Viertel und bauten die entsprechenden Öfen.⁵⁵ Oft wurden dabei die alten gusseisernen Kohle- oder Holzöfen einfach auf Gas umgerüstet.⁵⁶

Tatsächlich stützen die Interviews wie auch die Schriftquellen der Stadtverwaltung in Samarkand den Eindruck, dass der staatliche Zugriff bei Fragen von Bauen und Wohnen an den Außenmauern der privaten Hofhäuser weitgehend endete. Zur effektiven Regulierung von Bauaktivitäten fehlten der Stadtverwaltung sowohl die Mittel als auch der Wille. So wurden in Zeiten andauernder Wohnungsnot fast sämtliche An- und Umbauten, die ohne offizielle Genehmi-

⁵² SIA, 08/1971, S. 35.

⁵³ TsGARUz f. 1619, op. 16, d. 4, l. 43.

⁵⁴ Samarkandskij Oblastnoj Gosudarstvennyj Arkhiv (Im Weiteren: „SamOGA“) f. 26, op. 1, d. 5416, l. 131.

⁵⁵ Interview Anvar (Bewohner der Altstadt).

⁵⁶ Interview Mukhabbat; Interview Rano & Dilya (Bewohnerinnen der Altstadt).

gung durchgeführt worden waren, nachträglich legalisiert.⁵⁷ Auf der Ebene der Stadtviertel spielten die *Mahalla*-Komitees eine entscheidende Rolle in der Verhandlung und Vermittlung, gerade auch bei baulichen Fragen. Sie bemühten sich in Petitionen um die Erweiterung von infrastruktureller Versorgung, wie der Asphaltierung oder dem Anschluss an das Gasnetz, oder um die Bereitstellung von Baumaterial zur eigenständigen Reparatur von Infrastrukturen, wie zum Beispiel den traditionellen Reservoirs zur Wasserversorgung, den *hauz*.⁵⁸

Auf der Ebene der Planung für die Gesamtstadt hingegen lässt sich die Frage nach Verhandlung und Vermittlung weniger eindeutig beantworten. Die Vorstellungen der Bewohner*innen der *Mahalla* (oder anderer Viertel) darüber, wie eine Stadt in ihrer Gesamtheit aussehen sollte, wurde weder dokumentiert noch berücksichtigt. Gleichzeitig war der städtebauliche Prozess von zahlreichen Interessenskonflikten geprägt, die formell wie auch informell ausgetragen wurden.⁵⁹ Es zeigt sich also bei der Verflechtung von erfahrungs- und kontextbasiertem Wissen auf der einen Seite und abstrahiertem, übertragbarem Wissen zu Bauen und Wohnen auf der anderen Seite ein deutlicher Unterschied auf den verschiedenen Ebenen. Während der Versuch, lokales Wissen in die standardisierten Entwürfe des staatlichen Bausektors zu übertragen, nicht über einige Studien und Experimentalprojekte (in Taschkent) hinausging, hinterließ das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Wissensbestände in der Praxis des privaten Bauens deutliche Spuren in der Stadtlandschaft, insbesondere in Samarkand.

5. Schlussbetrachtung

Am Beispiel von Taschkent und Samarkand hat unser Beitrag die städtebauliche Sowjetisierung der historisch gewachsenen Oasenstädte in Zentralasien skizziert und das daraus folgende Aufeinandertreffen verschiedener Wissensformen und -bestände zum Bauen und Wohnen untersucht. Vor allem ab Mitte der 1960er Jahre etablierte sich jenseits politisch-ideologischer Diskurse ein durchaus konstruktiver Fachdiskurs darüber, wie lokales Wissen in die *Techne* staatlicher Architektur und Stadtplanung übersetzt werden kann. Die Tatsache, dass dieser Fachdiskurs letztlich ohne nennenswerten Einfluss auf die tatsächliche Planungsebene und Ausführungsebene blieb, erklärt sich aus den jeweiligen Handlungsspielräumen einzelner Akteure in diesem Prozess der Aushandlung und der Verflechtung von Wissensbeständen auf verschiedenen Ebe-

⁵⁷ Van der Straeten/Petrova, Mud bricks.

⁵⁸ SamOGA f.26, op.1, d.3063, l. 11-12.

⁵⁹ Z.B. Landkonflikte zwischen der Stadt und den umliegenden Kolchosen, vgl. Petrova, Nah am Boden.

nen (Haushalt, Viertel, Stadt). Bis auf wenige Ausnahmen fanden weder die Stimmen reformerischer Architekt*innen noch die der Altstadtbewohner*innen in den Planungsbüros der staatlichen Verwaltung Gehör. Gerade in dieser Tatsache lag aber – neben der Knappheit an Ressourcen – wohl auch die begrenzte Reichweite von Stadtplanung begründet, vor allem in Städten wie Samarkand. Staatlicher Einfluss war schon ab den Grenzen der *Mahalla* deutlich eingeschränkt und endete weitgehend an den Mauern der Hofhäuser.

Auf der Ebene der *Mahalla* und der einzelnen Häuser war das Verhältnis von *Metis* und *Techne* von Verflechtung statt von Opposition geprägt. So fanden Wissensbestände des staatlichen Planens und Bauens Einzug in die Altstadtviertel und privaten Neubauviertel, zum Beispiel über die Typenprojekte für Einfamilienhäuser, die infrastrukturelle Erschließung dieser Viertel, die industriell gefertigten Baumaterialien und über die vermehrte Qualifizierung ihrer Bewohner*innen in technischen Berufen. Gleichzeitig genossen die Bewohner*innen dieser Viertel einen weiten Handlungsspielraum bei der Aneignung, Anpassung und Hybridisierung dieses Wissens, wie sich besonders deutlich im Umbau der Typenprojekte zu Hofhäusern zeigt. Dieser Handlungsspielraum erklärt sowohl die Persistenz des Lehmbaus angesichts der Industrialisierung des staatlichen Bauens als auch die des lokal tradierten Wissens angesichts des Ausbaus des staatlichen Ausbildungssystems und die Beständigkeit einer Kultur der Selbsthilfe angesichts des wachsenden staatlichen Versorgungsanspruchs. Samarkand und Taschkent sind illustrative Beispiele für den Zusammenhang zwischen Materialität, Wissen und Staatlichkeit in der Peripherie der Sowjetunion.